

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 8 (1904)

Artikel: Das Wunder

Autor: Goeringer, Irma

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Wunder

Eine Geschichte aus dem Schwarzwald.

Von Irma Goeringer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Frühling! Deutscher, herber Frühling! Sturm und Regen, laue, sonnige Tage und kühle Nächte! Heute zarter grüner Flaum auf Baum und Strauch wie der Schimmer einer segenbringenden Hoffnung, morgen sterbende, vom Reif zerstörte Blüten, ein mattes Erlöschen, grausame Vernichtung!

In tiefblauen Tönen wölbt sich das Himmelszelt über die schlanken, dunkelgrünen Wipfel eines Höhenzuges des Schwarzwaldes. Wie ein Kind, das aus dem Schlaf erwacht, mit den dicken Fäustchen ungeschickt die Augen reibt und aus halbgeschlossenen Lidern unsicher zu der Mutter aufblinzelt, so schüttelt die Natur die winterliche Erstarrung ab, regt sich und dehnt sich mit tausend jungen, wärmeheischenden Keimen und Knospen der Sonne entgegen.

Es ist Mai. Ein blütentümlicher, siegender Mai. Ein Jubeln und Singen im Wald und auf dem Feld, ein Regen und Schaffen, unsichtbar und doch fühlbar, ein Vorwärtsdrängen, der Erfüllung entgegen, Geben und Empfangen, Entfaltung von unzähligen kleinen Lebewesen.

Und im Menschenherzen ein sehndes Verlangen, einträumerisches Ahnen, ein zitterndes Hoffen; eine weiche, fast schlaffe Hingabe beim jungen Weib, mutiges, stürmisches Draufgehn beim Mann. Das Erdreich ist bereit zum Empfang des Samens, das Herz ist bereit zum Empfang der Liebe.

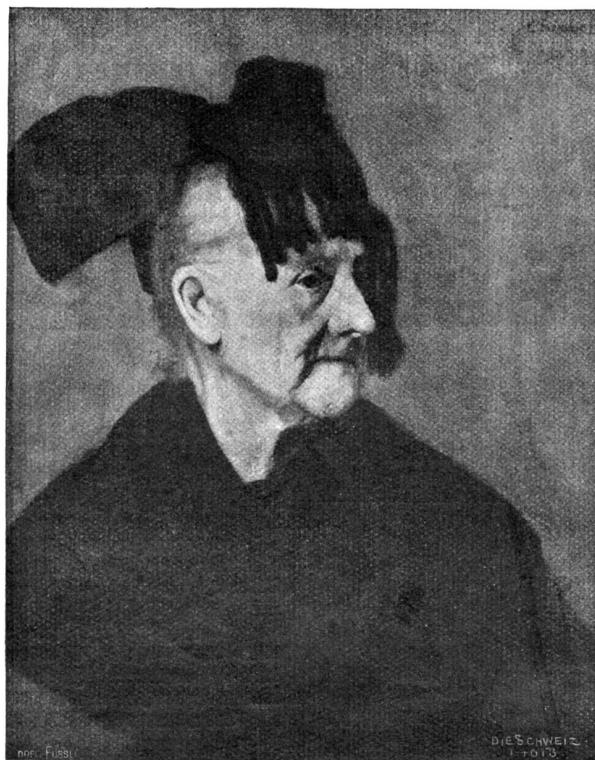
Das Annele Schmid, die einzige Tochter des Dorfschusters, feiert heute seine Hochzeit mit dem Waldbauer Hans Huber.

Blitzblank von den glikernden Perlen der Schäppel, der Ehrenkrone der reinen Jungfrau, bis hinab zu den glänzend gewichsten Halbschuhen steht das Annele da. Die schweren schwarzen Zöpfe, von roten Bändern durchlochten, hängen ihr lang den Rücken hinunter; morgen wird sie sie aufstecken und dann immer unter der Frauenhaube verbergen, wenn sie aus dem Haus geht. Und den prächtigen Strauß von Orangenblüten an ihrer Brust, den die Dorfschneiderin aus weißem Wachs und grünem Stoff so geschickt geformt hat, den

wird sie unter die Gläsglocke legen und im Glasschrank aufheben zum Angedenken an den Tag, an dem sie dem Hans sein Weib wurde.

Sein Weib! Sie kann es kaum glauben, und doch hat sie daran gedacht seit — ja seit ihrem ersten Schultag. Damals war sie, auf dem Rücken den spiegelblanken Tornister, aus dem an langer Schnur das Tafelchwämchen baumelte, halb neugierig, halb ängstlich die Dorfstraße hinuntergesprungen, der Schule zu. Ihr Röckchen flatterte, ihre schwarzen Löckchen wehten, und der dicke Zopf tanzte auf dem Tornister, das Schwämmchen tanzte — das ganze Annele tanzte. Sein lustiges Gehüpse steckte die übrigen an, die von allen Seiten daherkamen und dem Ernst des Lebens, der mit diesem Tag für sie anfing, entgegensprangen, als sei's ein fröhlicher Spaß. Das Annele wurde immer vergnügter, seine Angst nahm ab, und seine Neugierde wuchs. Da war ja schon das Schulhaus — Annele machte vor Freude einen mächtigen Hupf, und plumps — lag es auf der Nase, mitten in einem Schmutzhaufen.

Mühsam richtete es sich wieder auf. Doch als es an sich hinuntersah und die Veränderung wahrnahm, die mit seinem sauberen Persönchen vor sich gegangen war, da wurde es von einem großen Jammer gepackt und brüllte seinen Schmerz und seinen Zorn aus Leid-



Alte Markgräflerin.
Nach dem Ölgemälde von Fritz Schider, Basel (§. S. 445).

beschräften hinaus. Die andern Kinder waren zuerst erschrocken; als sie aber das Annele genauer ansahen, wie es da stand, die schmutzigen Händchen abgespreizt, das Gesichtchen bespritzt — grad mitten auf der Nase saß so ein drolliges Häuschen — da lachten sie, was sie lachen konnten. Das Annele aber brüllte und brüllte.

Plötzlich verstummte es mitten in einem besonders kräftigen Geheul und sah erstaunt auf. Ein großer Bub stand vor ihm und redete es in begütigendem Tone an: „Nu, Meidle, was brüallesch denn so? Bisch na g'heit? Wie hech denn des gemacht?“

„I bi halt gsprunge, un do . . . un do . . .“

„Jo, do bisch halt g'lege. I ka mer's denke. So goht's, wemmer so wild isch. Kumm jez nu mit mer! Im Hof isch e Brunne, do lasch di wäsche.“

Vertrauend tappte das Annele neben dem Buben her, und als es mit seiner Hilfe ziemlich präsentabel war, lachte es auch schon wieder, und auf alle Fragen des Burschen wußte es eine rasche Antwort. Wie es hieß und wer sein Vater war, hatte es schon erzählt, auch erfahren, daß der Bub der Hans Huber war und in die oberste Klasse ging. Jetzt standen sie vor dem Schulzimmer der kleinen, und Hans verabschiedete sich mit der Mahnung, ein andermal die Augen aufzusperren und überhaupt nimmer so wild zu tun „wie'n junger Geißboh“.

Das Annele hörte ganz brav zu, obgleich es sonst kein Freund von Ermahnungen war; als der Hans dann weiterging, folgten ihm die Augen der kleinen nachdenklich dankbar. Und als er sich nochmal umdrehte und ihr zünkte, rannte sie hinter ihm her, packte ihn am Ärmel und sagte atemlos und wichtig: „Du, Hans, wenn i groß bi, no thur' i di hierote.“

Und der Hans antwortete ernsthaft: „Mer wenn no schu sehe. Jeß moch aber, daß de in d'Schuel kunnst!“

Seit dem Tag waren der Hans und das Annele die besten Freunde. Sie blieben es durch lange Jahre, und es gab kein frohes oder trauriges Erlebnis, das sie nicht miteinander teilten.

Als dem Annele die Mutter starb, da weinte es seinen Schmerz aus an des Freundes Brust, und als der Hans rasch hintereinander die Eltern verlor, da barg er seinen blonden Lockenkopf in des Mädchens Schoß. Sie streichelte ihn, fand das rechte Wort und half ihm überwinden.

So verging ihnen die Kindheit, sie wußten's kaum. Da mußte der Hans fort zum Militär. Der Abschied war schwer gewesen für beide. Nur langsam gewöhnten sie sich daran. Von Zeit zu Zeit schrieben sie sich Briefe; aber das war kein Ersatz für den mündlichen Austausch.

Endlich kam der Hans heim. Drei Jahre war er fort gewesen. Vom Bahnhof der nächstgelegenen kleinen Stadt bis zum Dorfe war ein tüchtiger Weg. Hans hatte geschrieben, wann er ankomme, und das Annele gebeten, ihm ein Stück entgegenzugehen.

Wie hatten sie sich auf das Wiedersehen gefreut! Und doch, als sie nun aufeinander zugingen, der Hans rasch, als könne er es nicht erwarten, das Annele immer langsamer, bis es endlich verlegen stehen blieb, als sie sich gegenüber standen, sich an den Händen hielten wie

früher, endlich — endlich — da kamen sie sich fast fremd vor.

Schweigend gingen sie nebeneinander her, verstohlen musterten sie sich. Ein Neues, Fremdes hatte sich zwischen sie gedrängt, zog sie zueinander hin und hielt sie doch von einander fern, daß sie den alten Ton nicht mehr finden konnten. Nur, daß sie sich gut waren, von Herzen gut, das fühlten sie beide.

An einer Wegbiegung blieb der Hans stehen und schaute hinab. Sie waren die breite Fahrstraße gegangen, die mitten durch den Wald führt, rechts und links nur Tannen und darüber der blaue Himmel. Da war eine Lichtung, sie konnten hinabsehen ins Tal. Der Weg, der hinunterführte, zeigte sich da und dort im Zickzack am Berg entlang. Ein Höhenzug schob sich vor den andern, in der Nähe dunkelgrün, dann allmählich in verwischten Farben, bis in der Ferne die Einzelheiten in blauem Schimmer verschwanden. Es war ganz still ringsum, kein menschlicher Laut, nur das Rauschen der Bäume, und hin und wieder ein Vogelruf. Einzig der Kirchturm, der aus der Tiefe ragte und den man von dort oben sehen konnte, erinnerte daran, daß menschliche Heimstätten in der Nähe waren.

Der Hans sah unverwandt geradeaus. So war er wieder daheim. Es wurde ihm recht weich ums Herz, froh und weh zugleich.

„Wie guet mer hüt au d' Kirch sieht!“ sagte das Annele, nur um etwas zu sagen.

Hans drehte sich zu ihr um. In seinen Augen blitzte es fröhlich auf: „Jo, d' Kirch sieht mer scho; aber sel Hus drnebe, 's Schuelhus; sel sieht mer nit, un au kei Drechhus...“

„Hans, sei doch still,

du wüester Bua!“

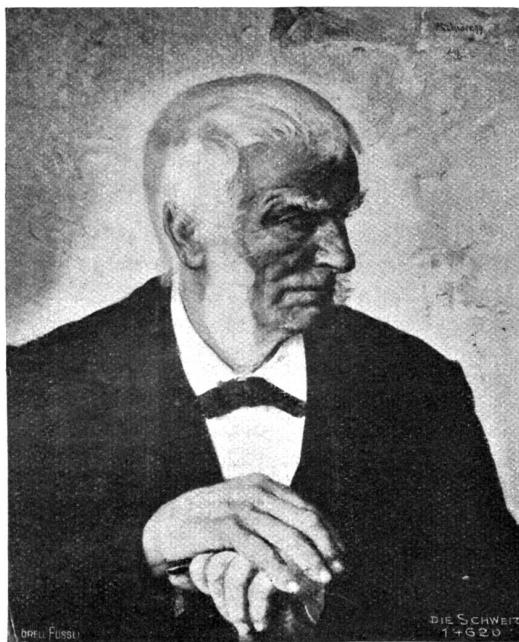
Sie wollte nach ihm schlagen; aber er fing ihre Hand auf und hielt sie fest. Als sie sich mit der andern befreien wollte, da fasste er auch diese und zog das ganze Mädel näher zu sich heran.

„Annele, du kleine Krott, wie bish doch sel Mol e lieber Drechfink gfi!“

Das Mädel lachte und schaute zu dem Burschen auf, und mit einem Mal — später wußte sie kaum mehr, wie's gekommen war — da lag sie an seinem Hals, und er küßte sie und bat: „Annele, weisch, sel Mol, wo no so e kleine Krott gfi bish, heisch mer doch 's Hierote versproche, wenn de emol groß seisch. Annele, witt jeß di Verspreche ilöse?“



Alte Bauernwirtin.
Nach dem Ölgemälde von Fritz Schider, Basel (s. S. 445).



Leichenbegleiter. Nach dem Ölgemälde von Fritz Schider, Basel
(f. S. 445).

Und das Annele wollte.

Damals war es Herbst. Dann kam der Winter mit Eis und Schnee, mit kurzen, trüben Tagen in halbdunkler Hütte, mit langen Abenden beim matten Licht der Dölllampe, mit jauchzenden Schlittenfahrten — Hurrah, den Berg hinab! — mit fleißigem Spinnen und Nähen, mit mancher wirtschaftlichen Sorge und mit hundert kleinen innigen Freuden.

Kein Tag verging, der die Brautleute nicht zusammenbrachte. Der Hans fand den Weg, mochte es glatte Bahn sein oder stürmen und schneien, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Unerträglich lang, ohne Ende schien den Liebenden der Winter.

Im Frühling wollten sie heiraten. Wollte es denn niemals Frühling werden? Der Schnee lag fest und unbeweglich. Das Annele stieß ungebüldig mit dem Fuß hinein, daß die graue Decke aufstob und der blütenweiße, glitzernde Teppich zum Vorschein kam. Annele bohrte die Schuhspitze kräftig in die kalte Masse. Himmel, lag das tief! Das schmolz noch lange nicht, und doch war es schon März!

Aber schließlich taute es doch. Ein warmer Westwind ging dem Frühling als Herold voran. Er segte den letzten Schnee von den Dächern, verwandelte durch ein paar Regengüsse die Straßen und Waldwege in einen braunen Brei, schüttelte die Kronen der alten Bäume, blies den Mädeln die Röcke auf und den Burjchen die Hüte vom Kopf. Den stürmischen Tagen folgten ruhige, sonnendurchwärmte, die aus der Erde herauslockten, was ans Licht drängte. Und plötzlich, fast über Nacht, war alles grün. Jetzt wollte der Hans nicht länger warten. Er bestellte das Aufgebot, und heute — heute war der Hochzeitstag.

Zwischen ihren Kindheitsgespielinen schritt das Annele das Tal hinab, dem Rathaus zu, an dessen Schwelle sie der Hans im Kreise seiner Altersgenossen erwartete.

Das Mädchen hielt die Blicke gesenkt. Wie im Traum ging sie dahin. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft — alles verschmolz in ihrer Seele zu einem einzigen, düstigen Gebilde, in dessen Mittelpunkt der Hans stand und die Arme ausstreckte nach ihr, nur nach ihr!

Und wie die Verwirklichung ihres Traumes kam er ihr jetzt entgegen, raschen Schrittes, den Kopf mit den dicken blonden Locken zurückgeworfen, die Augen leuchtend in Erwartungsfreude, und hielt ihr beide Hände hin. Sie legte die ihren hinein. Die kleinen, verarbeiteten Patschchen schmieгten sich fest in seine großen warmen Hände.

„O Schatz, du mein einziger lieber!“ Hatt unhörbar murmelte er die Worte; die Erregung übermannte ihn.

Aber das Annele hatte ihn doch verstanden. Ihre schwarzen Herzkirschaugen strahlten zu ihm auf.

„O du, du mi Schatz!“

Dann schritten sie schweigend nebeneinander die Rathausstreppen hinauf.

In mühsamem Hochdeutsch las der Bürgermeister die Formeln vor. Er war froh, als er damit fertig war. Aufatmend schob er ihnen die Urkunde zu: „So jeß, do müäffen er unterſchriebe.“

Sie setzten ihre Namen untereinander, die Feder zitterte in des Mädchens Hand. Ihr war bekommen zu Mut. Das war alles so nüchtern, so kein bisschen schön! Aber in ihrem gläubigen katholischen Sinn legte sie keinen großen Wert auf die Ziviltrauung. Nur die kirchliche Einsegnung war ihr wichtig. Die Kirche liegt ein paar Schritte seitwärts vom Rathaus. Vor dem Portal stehen Mädeln und Frauen, auch ein paar Männer, die der Trauung beiwohnen wollen. Annele sieht sie wie durch einen Schleier. Ein neuer Gedanke bewegt ihr Herz. Nicht mehr an ihr Glück denkt sie, nur noch an das seine. Sie will Gott, die Jungfrau Maria und die lieben Heiligen um ihren Beistand anflehen, daß sie dem Hans ein gutes Weib wird.

Durch die bunten Glasfenster des Schiffes fallen die Sonnenstrahlen schräg hinein, sie zittern über die hölzernen Gebetbänke, gleiten über das ewige Lämpchen, versangen sich in den glänzenden Perlen der Brautkrone, huschen über das goldene Kreuz über dem Hochaltar und spielen auf dem ehrwürdigen Bäuchlein Sr. Hochwürden des Herrn Pfarrer.

Annele sieht's und sieht's auch wieder nicht. Auf ihrem übermütingen Schelmengesichtchen liegt fromme Andacht. Gläubig schlägt sie das Kreuz, gläubig faltet sie die Hände, und gläubig lauscht sie den Worten des Geistlichen: „Ihr begehret den Bund eurer Ehe feierlich einzegen zu lassen. Bedenket denn die Heiligkeit des Ehestandes, den Gott geordnet und auf den er seinen Segen gelegt hat. Unser Herr Jesus Christus sagt: Habet ihr nicht gelesen, daß der Schöpfer im Anfang sie, Mann und Weib, geschaffen hat und gesprochen: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weib anhangen, und diese zwei werden Eines sein. So sind sie nun nicht mehr zwei, sondern eins. Darum, was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. So ist denn die Ehe ein unauflöslicher Bund, der ehrlich gehalten werden soll von beiden bis in den Tod. Wollet ihr nun einander gegenseitig solche Treue angeloben und eure Ehe als eine christliche führen, so bekennet das vor dem Angesicht des allwissenden Gottes!“

Laut und bestimmt bejaht der Hans.

Aber auch das Annele hebt entschlossen das Köpfchen. Sein „Ja“ klingt fest und klar bis in den hintersten Winkel der Kirche. Der Priester segnet die Neuvermählten. Dann erheben sie sich, ein wenig steif von dem langen Kniehen. Der Hans möchte sich am liebsten ordentlich ausdehnen, so, wie er es morgens beim Erwachen tut: den rechten Arm seitwärts ausgestreckt, die linke Hand unterm Kopf, die Füße gegen die Bettlade gestemmt, und dann: „Aaah!“ — ein Recken des ganzen Körpers. Das täte gut. Aber leider schickte sich's nicht in der Kirche. Ein übermüdiges Lächeln blitze über sein Gesicht. Rauch beugt er sich zu seiner kleinen Frau: „Du, Annele, jetzt möcht' i grad e Zuchzer tue!“

Sie sieht verständnisvoll zu ihm auf: „Nu i au!“

Die Verwandten und Freunde kamen, Glück zu wünschen. Langsam und schwerfällig schoben sie sich aus den Bänken. Kein Zug veränderte sich in ihrem Gesicht, wenn sie den jungen Eheleuten die Hand drückten, kaum verstand man das gemurmelte: „I wünsch der au Glück zuam Chretag!“ Hans und Anna antworteten ebenso einsilbig, sie drängten zum Ausgang.

Das Hauptportal der Kirche lag ziemlich hoch über der Straße. Auf der obersten Stufe der Steintreppe blieb das Brautpaar stehen. Schräg gegenüber stand das Schulhaus, dahinter floß der Bach, unschuldig mit seinem hellen Bergwasser plätschernd, so niedrig, daß ein Kind ihn durchschreiten konnte. Und wie oft wurde im Frühling oder Herbst aus dem friedlichen Wässerlein ein unheilwirkender Berstdörer!

Am andern Ufer, hart am Waldbesrand, lag der Friedhof.

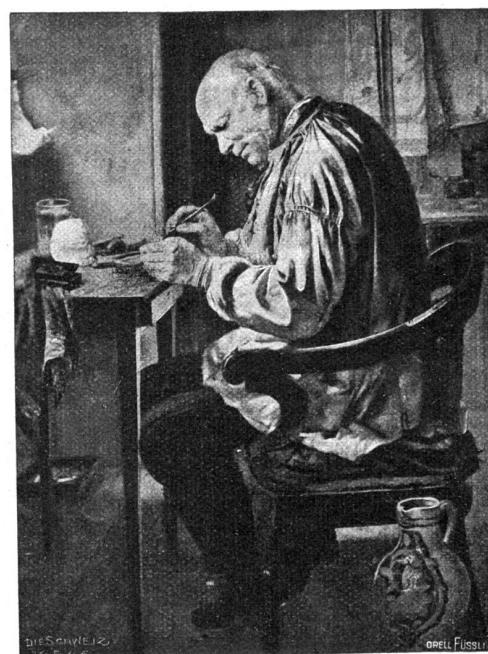
Dort ruhten Hansens Eltern und Anneles Mutter.

„Wenn mer gschwind nüwer guh?“ fragte der Hans. Annele nickte.

Ihr Vater führte unterdessen die Gäste ins Wirtshaus; die beiden versprachen bald nachzukommen.



Bildnis des Malers X. und seines Töchterchens.
Nach dem Ölgemälde von Louis de Meuron, Marin (Neuenburg).
Phot. G. Nitche, Lausanne.



Der Zahnarzt.
Nach dem Ölgemälde von Fritz Schider, Basel (S. 445).

Nun standen sie an den Gräbern der Eltern; sie lagen nah beisammen.

„O Gott, 's isch jez au schu lang her, daß sie mi Baddr us em Hus trage hen, d'Flaß vorruhs. Un 's isch mer doch grad, als wär's erscht gfi. Un d'Muater no e paar Woche druf. Si het's halt nit über si brocht, daß der Baddr nimmi do isch. De ganze Tag het si gjumeret und isch jede Sunnidig ufs Grab na geseße, um wenn's no so fücht un kalt gfi isch, mengmol stundelang. Do het sie sich halt verkletet, un wo sie emol im Bett gleggen isch, isch si au nimmi uffschande, un so isch si halt em Baddr noigange...“

Mit weitaufgerissenen Augen hört das Annele zu; jetzt schreit sie auf: „Guck, Hans, wenn du mer sterbe tätst! I könnt's au nit überwinde. I tät der au gli noi guh, grad wie d'Muater au em Baddr noi het müaffe!“

Aufschluchzend hing sie an seinem Hals. Er suchte sie zu beruhigen, liebevoll streichelte er ihr Schulter und Arme.

„Aber, Müsle, wer denkt denn au so ebbis? Koi Mensch! I bi doch kerksund. Guck mi doch nu a!“

Annele hob ein wenig das Köpfchen. Der Anblick des frischen hübschen Gesichtes konnte tröstend wirken.

Sie ließ die Arme sinken und wischte sich mit dem Taschentuch die Tränen ab: „Sieht mer's arg, daß i gschraue ha?“

„Noi, nit arg. Bis mer zue de andere kumme, sieht mer's gar niuumi.“

Annele war schon wieder nachdenklich.

„Weisch no, Hans, was dr Pfarrer gseit het? Ich ha mer's gmerkt; 's isch arg schö gfi: Die Ehe ist ein unauflöslicher Bund, der ehrlich gehalten werden soll von beiden bis in den Tod. Aber ich mein halt, wenn

zwei enander recht gern hen, halte si de Bund au no
noo em Tod. Meinsch nit au?"

Die großen fragenden Augen hingen ängstlich an des
Burschen Gesicht.

"Jo, Annele, des meini natürlich au; sunsch wär's
kei rechte Liawi. Aber jez schwäz mer nit allewil vum

Tod. An selle denke mer no nit. Bärscht wem mer
jez emol mitnander lebe, glückelig und recht lang."

Und an der Heimstätte der stillen Schläfer zog der
Hans sein junges Weib fest in die Arme und küßte
ihr die letzten Tränenspuren von den Wangen.

(Fortsetzung folgt).

Die nationale Kunstausstellung in Lausanne*).

Nachdruck verboten.

Vom 20. August bis 20. Oktober beherbergt Lausanne die VIII. Schweizerische Kunstausstellung, d. h. jene von der Eidgenossenschaft unterstützte Ausstellung, der man einst den pomphaften Namen „Salon“ mit auf den Lebensweg gegeben hat. Die eidg. Kunstkommission und eine aus Künstlern bestehende Jury haben das Richteramt geübt. In einem Teil des Palais de Rumine, des nach seinem großherzigen Stifter benannten Neubaus, der künftig die sämtlichen Sammlungen der Stadt Lausanne in sich aufnehmen und überdies der Universität dienen wird**), haben die Objekte ihre Aufstellung gefunden. Drei schöne Säle mit Oberlicht, ein Quersaal mit nördlichem Seitenlicht und zwei seitliche schmale Säle sind für die Ausstellung in Anspruch genommen worden. Späterhin werden die Räume — mit Ausnahme des westlichen Seitensaals — für das Gemälde- und Skulpturenmuseum Verwendung finden. Lausanne kommt damit in den Besitz schöner Sammlungsräume, in denen die Kunstwerke zu voller Geltung gelangen werden. Einer der Säle wird ausschließlich, auf Grund eines Legats des Künstlers, Arbeiten des Lausanner Landschafters Emile David enthalten, der dem Boden Roms und seiner Umgebung die tiefste Inspiration seines Schaffens verdankt hat.

Den architektonischen Hauptschmuck verleiht dem Gebäude, das leider unglücklich am Rionne-Platz steht, das stattliche Treppenhaus mit dem schönen Vestibül, von dem aus man zu den Sammlungsräumen und der Bibliothek gelangt; die Architektur hat hier einen ungemein festlichen Eindruck geschaffen.

Von der Kunstausstellung eingebogen zu sprechen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Mehr im allgemeinen möchten wir sie hier zu charakterisieren versuchen und dabei eine Anzahl Kunstwerke namhaft machen, die uns dies vor allem zu verdienen scheinen.

Man kann sagen: die Ausstellung ist bemerkenswert reich an tüchtigen, talentvollen Arbeiten. Das Niveau der Leistungen ist ganz entschieden kein geringes; in dieser Hinsicht hat die Jury ihre Aufgabe mit Gewissenhaftigkeit erfüllt. Die Malerei und die zeichnenden Künste stehen selbstverständlich im Vorder-

treffen; aber auch die Skulptur hat eine Anzahl bemerkenswerter Arbeiten aufzuweisen. Dem Kunstgewerbe, der Art décoratif, hat man, wie recht und billig, gleichfalls Eingang gewährt; freilich sind es mehr nur einzelne Proben, zum Teil sehr geschmackvoller Art, die zeigen, daß auch auf diesem Gebiete Künstler vorhanden sind, die Stilgefühl und Eigenart zu verbinden wissen.

Künstlerindividualitäten wie Ferdinand Hodler, Albert Welti, Cuno Amiet sind auch den Lefern dieser Zeitschrift wohlbekannte Namen. Den Tell des Erstgenannten hat „Die Schweiz“ unlängst in ihrer Tell-Nummer reproduziert; er wirkt auch jetzt in Lausanne in seiner trocken, gefaßelten Kraft wahrhaft packend. Ein zweites Bild dieses Künstlers schildert in einem bekannten fast herben, formensatten, auf das sprechend Typische gerichteten Stil die von Frauen einem elastisch und sieghaft ins Leben hineinschreitenden Jüngling dargebrachte bewundernde Huldigung. Welti, der Poet unter unsr. Künstlern, hat sein Selbstbildnis gemalt, ohne darin seine Familie zu vergessen, die er zu einem reizvollen Idyll im zweiten Bildplan gruppiert hat. Dieses tief gemütvolle, von Humor durchleuchtete Werk hat Lausanne mit glücklichem Griff für sein Museum sich gesichert. Von Amiet war erst jüngst hier die Rede. Sein stark dekoratives koloristisches Wollen ist prinzipiell dargelegt worden. Daß er auf dem ungeheuer frisch geratenen Bild „Der Garten“ auch eine räumliche (nicht bloß eine flächenhaft schmückende) Wirkung ausübt, rechnen wir dem Werke nicht als Fehler, sondern als Vorzug an.

Echt schweizerische Stoffe haben zum Vorwurf größerer Bilder sich gewählt Hans Beat Wieland, Carl Liner und Max Buri. Die beiden Erstgenannten führen uns hinauf auf die Berge zu den Alpplern; in den beiden trefflichen Bildern weht frische, befretende Bergluft; beide sind aus einem starken Heimatbewußtsein geboren. Buri hat Dorfpolitiker am Wirtshausstisch beobachtet und sie kräftig charakterisiert; heller Sonnenchein liegt in dem weißgerünchten Zimmer, und durchs Fenster schaut man hinaus auf ein lachendes Stück Natur. Ein jüngerer Tessiner Künstler, Pietro Chiesa, hat kirchliches Leben seiner Heimat zu einem dreiteiligen anmutigen Bilde gestaltet; die farbige Prozeßion, das abendliche Kirchenfest, den stillen Heimgang aus der Messe.

Religiöse Themen behandeln Eugène Burmann mit seinem großen „hohenpriesterlichen Geber“ Christi und Gustave Jeanneret, der Neuenburger, der den Auszug ins „gelobte Land“ gemalt hat. Die innere Anteilnahme des Künstlers spürt man deutlich in beiden Werken. Sonst ist das Figurenbild großen Stils — zu dem wir natürlich auch Hodlers Werke rechnen — wenig gepflegt worden, das historischen Inhalts so wenig als das religiösen. Man mag dies bedauern; aber besser ist es auf alle Fälle, wenn die Künstler die Hände davon lassen, als daß sie sich die Finger an solchen höchsten Aufgaben verbrennen.

Natürlich nimmt auch diesmal die Landschaft einen bedeutenden Platz ein in der Ausstellung; von den besten und bekanntesten unserer Landschafter sind da: ein C. Th. Meyer, ein W. L. Lehmann, ein Böltmy, der originelle Giacometti, Fritz Widmann, die Berner Voß und Lind, der zarte Pointillist Perrier u. s. w. Auch Hodler hat als Landschafter seine Visitenkarte abgegeben. Unter den Tiermalern stehen auch und Thomann obenan.

*) Der Wiedergabe des Gemäldes von Louis de Meuron gedenken wir noch die weiterer zu Lausanne ausgestellter Bildwerke folgen zu lassen.

**) vgl. „Die Schweiz“ VII (1903) S. 575.

U. d. R.



Manöver 1904. Militärische Studie (Phot. Ph. & E. Lint, Zürich).